Sonder-Abdruck aus der „Frankfurter Zeitung"
23. Mai 1905, I. Morgenblatt.

Adolf Tobler.

(Zum 23. Mai 1905.)

Von **Heinrich Morf** (Frankfurt).

Zu Anfang des Jahres 1867 teilte Moritz Haupt, der damals Dekan der Berliner philosophischen Fakultät war, dem Altmeister Friedrich Diez in Bonn mit, daß es endlich gelungen sei, „die Regierung zur Errichtung einer Professur der romanischen Philologie an der Berliner Universität zu bewegen und wir sind nun zu Vorschlägen aufgefordert. — Daß wir nur einen Philologen, der aus Ihrer Schule hervorgegangen ist, vorschlagen dürfen, steht uns fest." Haupt erinnert sich dabei, daß er zehn Jahre zuvor in Bonn im Hause Böckings einen solchen Schüler Diezes kennen gelernt habe, den jungen Zürcher Adolf Tobler, der ihm auf „dem rechten wissenschaftlichen Weg zu sein scheine", und bittet Diez um seine Meinung über ihn.

Welches Urteil Fr. Diez über den damals 32jährigen Dr. Tobler, der einst zwei Semester in Bonn studiert hatte und zur Zeit Lehrer in der Schweiz war, abgab, hat uns der Herausgeber des „Briefwechsels zwischen M. Haupt und Fr. Diez" — A. Tobler selbst — nicht verraten. Daß es voller Anerkennung für den jungen Gelehrten gewesen sein muß, von dem damals schon jedes Jahr eine wissenschaftliche Arbeit brachte, läßt sich daraus schließen, daß der neue Berliner Lehrstuhl wenige Monate darauf Tobler über-

tragen wurde. Er trat sein Amt mit dem Wintersemester 1867 an.

Und der, der als Diez' Schüler zum ersten Vertreter der jungen romanistischen Disziplin an der Berliner Hochschule erkoren wurde, liest dort heute sein sechsundsiebzigstes Semester, in jugendlicher Frische, ein Führer der Wissenschaft. Er wirkt dort inmitten seiner Schüler, die an der Universität und an den höheren Schulen als Lehrer und Forscher seinem Beispiel nacheifern und die sich heute festlich um ihn versammeln.

So steht er auf hoher Warte, die sich selbst zu schaffen ein gütiges Geschick ihm gestattet hat. Und aus allen Ländern werden ihm am heutigen Tage, da er sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, die Gratulationen und Huldigungen derer zuströmen, die einst zu seinen Füßen gesessen oder die sich an seinen bahnbrechenden Werken gebildet haben. Auch aus Frankfurt, wo das Studium der neuern Sprachen in Hochstift und Akademie eine bescheidene Heimstätte gefunden hat, wird ihm hier herzlicher Glückwunsch und der Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit gesandt.

Unübersehbar ist die Reihe der Arbeiten Toblers von der Zürcher Doktordissertation „Darstellung der lateinischen Konjugation und ihrer romanischen Gestaltung" (Juli 1857) bis zu den letzten feinen syntaktischen Untersuchungen, die soeben in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen sind. Sie erstrecken sich über das ganze Gebiet der romanistischen Forschung, über Sprache, Literatur und Kultur, über Metrik und Folklore, über Schul- und Universitätsunterricht und der gelehrte Philologe ist zugleich ein feinsinniger Uebersetzer. Wohl steht das Französische im Zentrum seiner Arbeit; aber jene grundlegenden Bücher wie „Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit" (vierte Aufl. 1903), oder „Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik" (seit 1876) bieten eine Fülle gemeinromanischer Belehrung und italienisches, spanisches, provenzalisches, portugiesisches Sprachleben wogt in ihnen. Wohl ist das Altfranzösische, die Sprache des mittelalterlichen Frankreich, der

Chansons de geste, der Minneromane und der **Fabliaux**, Toblers Lieblingsgebiet; aber mit vollen Händen streut er zwischen die Belege längst entschwundener Rede die Zeugnisse der lebenden Sprache. Er ist in der modernen Literatur belesen wie wenige. Er, der aus längeren Aufenthalten Frankreich und Italien kennt, beherrscht die lebende Sprache, und ehe er zur akademischen Laufbahn überging, unterrichtete er sechs Jahre lang an den Kantonsschulen zu Solothurn und Bern in Französisch und Italienisch. Er hat auch Lehrmittel für diesen Unterricht verfaßt wie z. B. ein „Italienisches Lesebuch“ (Solothurn 1866).

Von dem angeregten Leben jener Solothurner Zeit hat jüngst Lazarus in seinen Lebenserinnerungen geplaudert. Lazarus fuhr von Bern hinüber zur Solothurner „Töpfergesellschaft“ und wohl erkennt man in seinen Schilderungen den, der den Namen „Der Troubadour“ trug und als „Sänger, Junggeselle und moderner Philologe“ bezeichnet wird. Musik und moderne Philologie sind geblieben; aber der Junggeselle hat sich vor nun schon sechsunddreißig Jahren einen glücklichen Hausstand gegründet.

Zur Zeit, da Moriß Haupt an Diez schrieb, war A. Tobler in Bern, wo sein älterer Bruder Ludwig wirkte, der Germanist, der 1895 als Züricher Professor sein forschungsreiches Leben beschlossen hat, und gerade in den Tagen, da Diez ihn den Berlinern empfahl, erwarb sich A. Tobler die **venia docendi** an der Berner Universität, die ihn nun bloß ein Semester besitzen sollte. —

Eine stattliche Reihe altfranzösischer, provenzalischer, altitalienischer Texte, lyrische, epische und didaktische, hat Tobler aus mittelalterlichen Handschriften ans Licht gezogen und in vorbildlicher Weise kritisch ediert. Er zuerst hat (1871) an einem altfranzösischen Gedicht (der Parabel vom echten Ring) es unternommen, die ursprüngliche mundartliche (pikardische) Gestalt wiederherzustellen, und er hat das Beispiel solcher Restitution noch wiederholt gegeben. In den Erläuterungen zu diesen Texten hat er eine große Zahl sprachgeschichtlicher Probleme entweder überhaupt zum ersten Male behandelt oder doch zum ersten Male mit Fülle und

Vertiefung darstellt. In solchen gelegentlichen Anmerkungen, in beiläufigen Rezensionen hat er, ohne Aufhebens davon zu machen, oft genug eigentliche Fundamente für die Forschung gelegt. Andere haben auf diesen Fundamenten weiter gebaut und solide Konstruktionen darauf errichtet, die nun das Auge auf sich ziehen, während das tragende Fundament dem Blicke des Außenstehenden entzogen ist. Aber Tobler wäre der Letzte, der sich darüber beklagte. Niemand übt das **Richesse oblige** vornehmer als er.

Erschien da z. B. vor dreißig Jahren die bescheidene Programmabhandlung eines strebsamen Lehrers über syntaktische Erscheinungen im altfranzösischen Ivain. Tobler besprach die Arbeit in einem der damals noch so kleinen Hefte der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ und unter seiner Feder ward die Rezension zu einem förmlichen Kursus syntaktischer Interpretation. Grundlegende Tatsachen der romanischen Sprachgeschichte wurden hier aufgedeckt und jenes helle Licht darüber verbreitet, in welchem das, was bisher spröde und starr erschienen, sich plötzlich als fesselnd und lebensvoll erweist. Die dort gebotene Erkenntnis ist nun längst Gemeingut des wissenschaftlichen Unterrichts geworden; sie tritt dem Studierenden aus jedem sprachgeschichtlichen Lehrbuch entgegen, ohne daß er zu den Blättern der „Gött. gel. Anzeigen“ von 1875 greift — die deswegen freilich nicht veraltet sind. Denn es ist für Toblers Aufsätze charakteristisch, daß sie nicht nur in ihren Ideen bahnbrechend sind, sondern daß auch ihre Darstellung bis ins Detail fein, scharf und sicher gearbeitet ist und sie so auch über die nachkommende Forschung hinaus ihre originelle Bedeutung bewahren. Auch was so in Rezensionen nur wie gelegentlich von ihm geboten wird, sieht nie aus wie ein erster Entwurf, sondern erscheint gereift und gediegen. Es ist für die Kritik schwer, ihm zu widersprechen — nicht etwa weil er Widerspruch nicht liebte oder nicht ertrüge, sondern weil der Reichtum seiner Beobachtungen und die tiefgehende und sichere Art seiner Darstellung seinem Worte eine ungewöhnliche Ueberzeugungskraft verleihen. Hat ihn doch kein

Geringerer als Gaston Paris den „**plus profond connaisseur de notre vieille langue**" genannt.

Bezeichnend ist auch für Toblers Arbeiten, daß sie in ihrer schlichten, ruhigen Art mehr zu enthalten pflegen, als ihr Titel vermuten läßt. Welch feine Charakteristik Gustave Flauberts überrascht z. B. den Leser, der zu Toblers Ausgabe der Legende vom heiligen Julian greift! Auch wer seine Darstellung der altfranzösischen Epik und ihres Spielmannes gelesen hat, wer sich an „Dante und vier deutsche Kaiser" erfreut und belehrt hat, und wer weiß, wie schön Tobler in der Rektoratsrede (1890) von den Aufgaben der Literaturgeschichte spricht, wird bedauern, daß der Verfasser nicht noch viel häufiger zu literarhistorischen Thematen gegriffen hat. Das ist um der syntaktischen und lexikologischen Forschungen willen geschehen.

Man darf von Toblers syntaktischer Arbeit sagen, daß sie die romanische Satzforschung völlig erneut hat. Die heutige historische Syntax der Romanisten ist sein Werk. Er hat an Stelle jener überlieferten Satzerklärung, die sich mit billigen Hypothesen behalf und die Grammatik in das Prokrustesbett logischer Kategorien zwängte, die induktive, entwicklungsgeschichtliche Satzforschung gesetzt, die geduldig und lernbegierig Erfahrungen sammelt, ehe sie urteilt, und sich von den Lebensvorgängen der Sprache leiten läßt, statt diese Sprache zu schulmeistern. Und in den Dienst dieser Methode hat er eine unübertroffene Beobachtungsgabe gestellt. Er gleicht jenen großen Mikroskopikern, die nicht nur die Methode und das Instrument verbessern, sondern die mit dem nämlichen Instrument auch mehr sehen als andere, weil sie von Natur ein begnadetes Auge haben. So vermag Toblers feines Ohr dem leisen Schritte der Sprache durch die Jahrhunderte zu folgen, um den Zusammenhang zwischen Gedankengestaltung und Sprachgestaltung zu finden. Für diese Grammatik, vor der manche, wie er scherzhaft meint, „als vor Psychologie sich bekreuzigen", hat er sich vielfach eine besondere Terminologie geschaffen. Seiner Darstellungsweise ist der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich schwer lese, worauf er erwidert: „Was so schwer zu

lesen ist, so möchte ich mich rechtfertigen, ist eben auch vielfach recht schwer zu schreiben gewesen." Und gewiß liegt das, was an dieser „psychologischen Grammatik" manchem Leser so schwer erscheint, nicht sowohl in der Form als in der Sache selbst, in der Vertiefung der Probleme. Diese Vertiefung verletzt alte Gewohnheiten und ist der Routine lästig. Und die Routine ist nirgends zäher als auf dem Gebiete grammatischer Vorurteile. Niemand leugnet, daß Fachkenntnisse vonnöten sind, um in Fragen der Chemie oder der vergleichenden Anatomie mitreden zu können; grammatische Probleme aber zu entscheiden scheint einem jeden zuzustehen, der auf der Schule jocus hat deklinieren lernen und mit einer papierenen Grammatik „formal gebildet" worden ist. Das aber reicht heute wirklich nicht mehr; das Ding ist schwieriger geworden.

Den Lehrern des Französischen haben die Arbeiten Adolf Toblers gezeigt, daß es nicht mehr angeht, den „Schulbüchern als urteilslose Nachbeter gegenüberzustehen".

Tobler ist 1882 in die Berliner Akademie aufgenommen worden. Am Leibniz-Tage jenes Jahres wurde er zusammen mit Wattenbach und Diels vom Sekretär Mommsen bewillkommt. In Dir, mein teurer Freund Tobler, redete ihn Mommsen an, begrüßen wir den ersten selbständigen Vertreter der jetzt mündig gewordenen Wissenschaft der romanischen Philologie — in Dir nicht bloß einen ihrer Meister, sondern zugleich den entsagenden und mutigen Unternehmer eines jener fundamentalen Werke, die geschaffen zu haben dem Gelehrten das reine Gefühl nützlichen Strebens gewährt, an denen helfend und fördernd mitgewirkt zu haben der Ruhm der Akademien wie der Regierungen bleibt . . .

Mommsen sprach hier von dem Wörterbuch der altfranzösischen Sprache (11. bis 14. Jahrhundert), für das Tobler damals schon seit mehr als zwanzig Jahren sammelte: ein gewaltiges Unternehmen, dessen Mühsal er mutig auf sich genommen und dessen Drucklegung er eben damals — entsagt hatte. Godefroy's Dictionnaire de l'ancienne langue française fing 1880 zu erscheinen

an (1880 bis 1902). Das Urteil über dieses fleißige aber diffuse und unzuverlässige Werk steht längst fest: ihm gehen in Anlage und Ausführung gerade die philologischen Qualitäten ab, die das Wörterbuch Toblers ausgezeichnet haben würden, und wenn Godefroy's Dictionnaire uns allen genützt hat, so hat es andererseits der ganzen Forschungsarbeit des letzten Vierteljahrhunderts den Schaden zugefügt, daß sie seinetwegen Toblers Wörterbuch entbehren mußte.

Was uns dieses gebracht hätte, das lassen all die Beiträge erkennen, die Tobler zur Wortforschung in etymologischen und syntaktischen Arbeiten, in Rezensionen und Anmerkungen zerstreut hat: blühende Zweige, die von einem Baume gebrochen sind, dessen ganze Krone, dessen Stamm unserm Auge sich entziehen. Welch fruchtbeschwerte Aeste dieser Baum tragen mag, erkennen wir auch daraus, daß nach Toblers Ueberzeugung „der größte Teil dessen, was gemeiniglich der Syntax zugewiesen wird, für's Französische durchaus dem Wörterbuch und nur ihm anheimfällt".

Der siebzigste Geburtstag dessen, der diese Schätze hütet, mag ein neuer Anlaß sein, ihn zu bitten, ihre ganze Fülle der Wissenschaft zu schenken, nachdem ein Vierteljahrhundert seit dem Verzichte verflossen ist. „Qui bien atent ne souratent", ce dit li vilains heißt das erste der altfranzösischen „Sprichwörter des gemeinen Mannes", die A. Tobler 1895 herausgegeben hat: „Wer das Warten versteht, wartet nicht umsonst." —

Als im Jahre 1877 eine Sammlung philologischer Abhandlungen zum Doktorjubiläum Theodor Mommsens veröffentlich wurde, da gehörte zu denen, die den älteren Kollegen glückwünschend beschenkten, auch A. Tobler. Er steuerte zu dem Bande humorvoll einen Aufsatz „Vom Verwünschen" bei Aus seinem „Corpus maledictionum francogallicarum" hatte Tobler einige Formen des Fluches ausgewählt, die, wie er scherzend sagt, so harmloser Natur sind, daß sie keinen Mißton in den Chor der Stimmen bringen konnten, die sich da zum Glückwunsch für Mommsen vereinigten. Da er somit selbst in launiger Weise das Bei-



spiel dafür gegeben hat, wie man einem Jubilar mit Verwünschungen naht, so dürfen die, die sich auch sonst seine Forschungsarbeit zum Muster nehmen, ihm auch darin folgen und ihm heute zurufen:

Qui voz faudra, de Deu n'ait il salu!

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei,
Gesellschaft mit beschr. Haftung.